

JOHN HORNOR JACOBS

SOUTHERN GODS

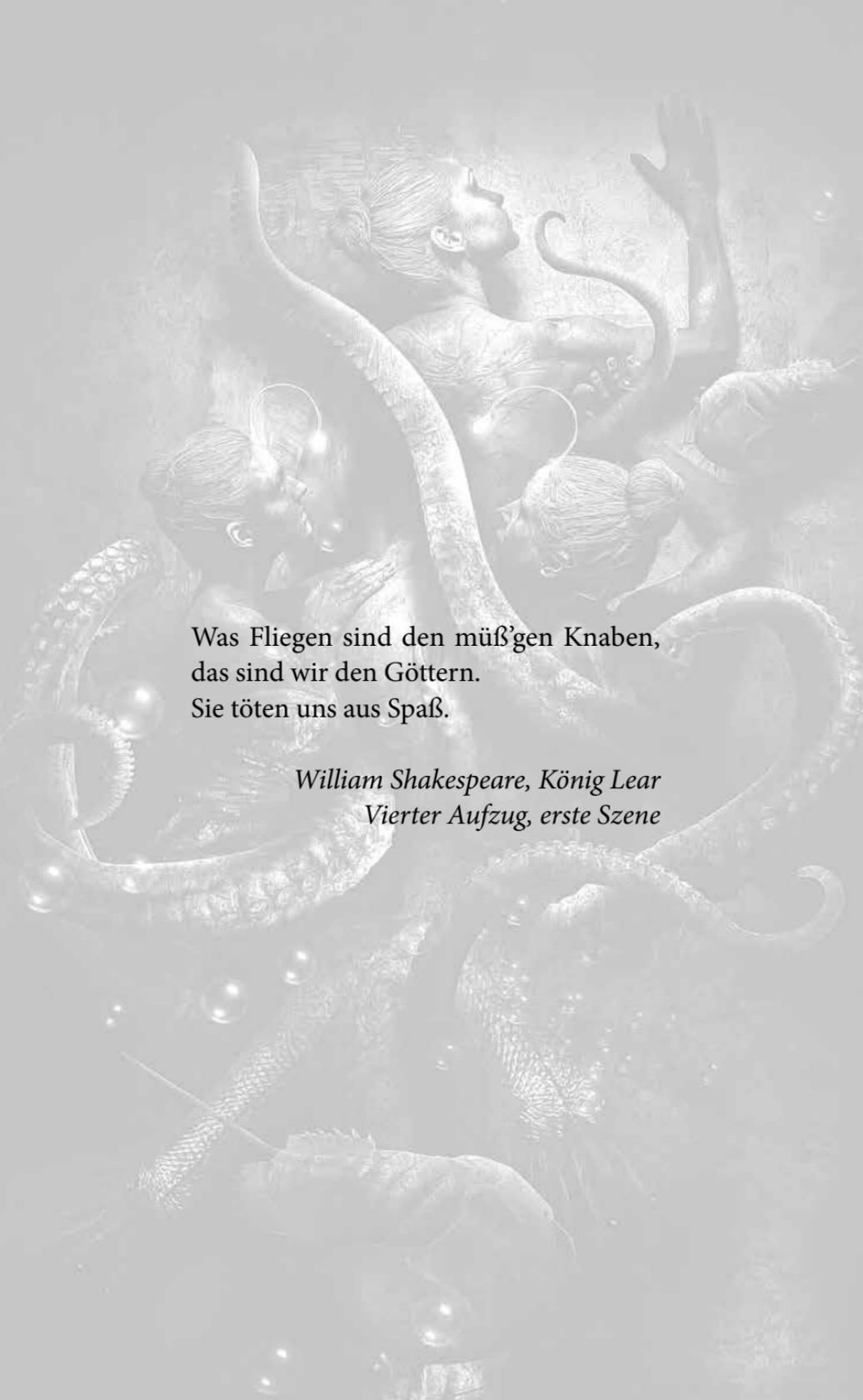
Aus dem Amerikanischen von Dirk Simons

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Southern Gods*
erschien 2011 im Verlag Night Shade Books.
Copyright © 2011 by John Hornor Jacobs

Einmalige Vorzugsausgabe Mai 2021
Limitiert auf 999 Exemplare
Lektorat: Katrin Hoppe
Copyright © dieser Ausgabe 2021 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: www.sabercore23art.com
Alle Rechte vorbehalten

*Für meinen Vater, der mir Geschichten
von Achilles und Odysseus erzählte –
irgendwann im Jahr 1979, weit nach
Mitternacht und während einer Auto-
fahrt nach Michigan.
Und für meine Mutter, die ihn nicht
davon abhielt.*



Was Fliegen sind den müß'gen Knaben,
das sind wir den Göttern.
Sie töten uns aus Spaß.

*William Shakespeare, König Lear
Vierter Aufzug, erste Szene*

PROLOG

1878, Rheinhart-Plantage

Das schwarze Ding trat aus dem Wald und nahm die Gestalt eines Menschen an. Wilhelm beobachtete es durchs Fenster von seinem Krankenbett aus.

Die Kreatur zitterte. Ihr gebeugter Körper war knorpelig mit kantigen Gelenken und dicken Sehnen. Die ruckartigen, erratischen Bewegungen erinnerten den Jungen an eine Zirkusdarbietung, bei der jede Regung übertrieben und in die Länge gezogen wird, damit es dramatisch wirkt. Jedes Bein hob sich, hielt kurz inne und schwankte, ehe es wieder aufsetzte. Sie schienen völlig unabhängig voneinander zu arbeiten. Ob die einzelnen Gliedmaßen in Händen, Hufen oder Klauen endeten, ließ sich dabei nicht sagen. Selbst im Licht dieses Nachmittags wirkten die Konturen zu verschwommen. Die Kreatur trat zwischen die Stopeln des abgeernteten Feldes und hielt inne.

Ob das ein Wildschwein war, eins von den wilden Biestern, die die Tiefe des Waldes und die Ränder der Felder heimsuchten? Der Junge vermutete es, bis sich die Kreatur veränderte. Die Haut wurde ganz fleckig, wellte sich und wurde wieder tiefschwarz.

Dann erhob sich die dunkle Gestalt, als würde ihre Wirbelsäule brechen und sich komplett neu

ausrichten. Mit einem Mal stand dort ein Mann – noch immer pechfinster, noch immer kein Mensch. Und ohne Gesicht.

Das Wesen drehte sich um und sah Wilhelm an.

Woher er das wusste, konnte der Junge nicht sagen. Der Kopf der Kreatur hatte keinerlei Eigenschaften, wie bei einer Schaufensterpuppe. Wilhelm stockte der Atem, und er spürte, wie sich neue Hustenkrämpfe in seiner Brust stauten. Mit dem Husten würde auch das Blut zurückkehren; erst als einzelne Tropfen auf seinen Lippen, dann als Regen in seinem Taschentuch, als Flecken auf seinem Nachthemd und den Laken.

Der Erlkönig, erinnerte er sich.

Der Husten war im Winter gekommen und nie mehr gegangen. Um die Spannung in seiner Brust zu lindern, stellten ihm die Bediensteten der Rheinharts nachts Töpfe mit kochendem Wasser ins Zimmer. Der heiße Dampf ließ die Fenster beschlagen, und wenn der Morgen kam, konnte der Junge hören, wie die Farm zum Leben erwachte: das Gackern der Hühner, das Geschrei der Esel und der Pfauen, das Klappern von Pfannen und Besteck in der Küche. Nur sehen konnte er es nicht.

Als der Frühling kam, bettete seine Mutter ihn um. Statt sich weiterhin das Zimmer mit seinem Bruder zu teilen, schlief Wilhelm nun in dem winzigen Raum am hinteren Ende des Hauses, nahe der Veranda. Er hatte geweint und sie angefleht, es sich noch einmal zu überlegen, doch sie – kreidebleich im Türrahmen, die Wangen voller Tränen – hatte nur den Kopf

geschüttelt. Als die Bediensteten kamen, um ihn und seine Kleider abzutransportieren, wehrte er sich und drohte mit den Fäusten. Doch er war schwach und kam schnell außer Atem. Nur einen einzigen Treffer erzielten seine kleinen, wilden Fäuste. Der Diener, den er am Rücken erwischte, ignorierte ihn und zog sich geduldig den Hemdkragen über Mund und Nase.

Karl, sein jüngerer Bruder, versteckte sich hinter dem Rock der Mutter, als Wilhelm von einem grobschlächtigen Angestellten am Handgelenk gepackt wurde. Weinend zerrte man ihn aus dem Zimmer, durch den Flur und die Treppe hinab, bis in das leere Bedienstetenzimmer hinter der Küche. Dort weinte er weiter. Und er hasste. In jener Nacht träumte er, Bruder und Mutter zu töten – weil sie ihn verstoßen hatten. Weil sie ihn verlassen hatten.

Er wurde schwächer und blasser.

Eines Tages kam sein Vater in sein neues Zimmer, wickelte ihn in eine Decke und trug ihn mit ausdrucksloser Miene durchs Haus. Wilhelm lag in Vaters Armen und sah zu den hohen Decken und den prächtigen Kronleuchtern auf. Die seltsame Prozession amüsierte ihn. Vater bettete ihn in eine Kutsche und fuhr nach Osten. Nach schneller Fahrt erreichten sie einen weiten, mächtigen Fluss und gingen an Bord einer Fähre. Das Pferd wieherte, die Kutsche schwankte. Eine geschlagene Stunde lang kämpften die Steuermänner mit der Strömung des Mississippi, dann erreichten sie das östliche Ufer. Am Abend kamen sie an ein wunderschönes Haus, einen Ort des Lichts und des Lachens. Edle Gentlemen und Ladys

flanierten auf den Wiesen und Zigarrenrauch stieg in den Abendhimmel wie eine warme Erinnerung. ›Gayoso House‹ stand auf dem Schild, doch für den Jungen war es ein Palast.

»Wo sind wir?«, fragte er den Vater.

»In Memphis.«

»Aber warum?«

»Warum? Weshalb wir hier sind, meinst du?«

Wilhelm nickte.

Sein Vater sprang vom Kutschbock und reichte die Zügel einem Stallburschen. Die edlen Gentlemen und Ladys drehten sich alle um, als er Wilhelm aus der Kutsche hob, und der Junge errötete. So still er nur konnte, hustete er in seine Decke.

»Hier«, sein Vater reichte ihm ein Taschentuch.

»Nimm das dafür. Das ist sehr wichtig.«

»Was machen wir hier?«

»Du bist sehr krank.«

»Es geht mir besser. Ich huste gar nicht mehr. Siehst du?«

»Ja.«

Sein Vater trug ihn über die Wiese und ins Innere des Hotels. Dort setzte er ihn in einen Sessel in der Lobby und zahlte für ein Zimmer, bevor er ihn erneut forttrug. Allmählich gewöhnte Wilhelm sich daran, Decken anzustarren.

In jener Nacht kamen schweigsame Männer in sein dunkles Schlafzimmer und berührten ihn mit kalten Händen. Mit sanften, papierdünnen Stimmchen baten sie ihn zu husten und lauschten an seiner Brust. Sie runzelten ihre Stirnen und betrachteten ihn mit

ernsten Mienen und mit Blicken, denen jede Hoffnung fehlte. Schwindsucht. So nannten sie es, als sie leise mit seinem Vater sprachen. Dessen Züge wurden ernst, sein Gesicht noch blasser als ohnehin, und er lächelte Wilhelm schwach zu.

Wilhelms Atem ging inzwischen stoßweise, und seine Lider fühlten sich an, als bestünden sie aus Blei. Müde schloss er die Augen.

Als er erwachte, saß sein Vater an seinem Bett. Es war Nacht, und er las beim Schein einer Öllampe.

»Was liest du da?«

»Eine Geschichte.«

Der Junge kämpfte gegen den Hustenreiz in seiner Brust. Er wollte seinem Vater nicht leidtun.

»Liest du sie mir vor?«

»Sie ist in Deutsch.«

»Das kenne ich doch von Memaw. Die hat mir ein paar Wörter beigebracht.«

»Ich übersetze sie dir. Wie wäre das?«

Wilhelm nickte und verkroch sich tiefer in den Decken.

»Das Gedicht heißt *Der Erlkönig*. Ein Mann namens Goethe hat es vor langer Zeit geschrieben. Es handelt von einem Vater und einem Sohn, die nachts durch einen finsternen Wald reiten. Der Junge ist krank, und der verzweifelte Vater will ihn nach Hause bringen. Doch der Junge fiebert bereits und sieht einen Furcht einflößenden Mann in den Schatten.«

Sein Vater begann zu lesen, anfangs zögernd. Manchmal las er erst den deutschen Satz, dann übersetzte er.

*Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif.*

Er hielt inne. »Wie viel davon verstehst du, Will?«, fragte er.

»Ich weiß nicht. Genug. Das ist gruselig.«

Sein Vater lächelte. »Ja, das finde ich auch. Und sehr traurig. Es tut mir leid, dass ich dir nie Deutsch beigebracht habe.« Er rieb sich die Augen. »Ich höre hier besser auf. Das Ende ist im Moment sicher zu unheimlich für dich.«

»Ist es nicht. Ich verstehe nur nicht alle Wörter.«

»Mal sehen, ob ich sie dir erklären kann.« Sein Vater beugte sich vor. »Der Vater kann den Erlkönig nicht sehen. Für ihn sind da nur Bäume. Aber dem sterbenden Jungen verspricht der König die tollsten Dinge, sogar die Liebe seiner Tochter, wenn er mit ihm kommt. Am Ende des Gedichts stirbt der Junge. Es bleibt unklar, ob er sich den Erlkönig eingebildet hat oder ob da wirklich jemand war, der sein Leben stahl.« Hier senkte er kurz den Kopf.

Dann zog er eine Pfeife aus der Westentasche, stopfte sie mit Tabak und entzündete sie an einem Streichholz. »Ich weiß nicht, warum ich dir das überhaupt vorlese. Ich schätze, es ließ mich einfach nicht los.«

»Ich dachte immer, Elfen und Feen seien gut. In den Geschichten, die Memaw mir vorliest, sind sie das.«

Wilhelm hustete wieder. Sein Vater betrachtete die Pfeife, wandte sich ab und legte sie in einen gläsernen Aschenbecher.

»Was ist schon wirklich gut?«, fragte er dann. »In den Altweibergeschichten stehlen sie Kinder und erziehen sie zu Königinnen und Königen ferner Länder. Kobolde helfen Schustern und finden verlorenen Schmuck für junge Damen wieder. Aber das sind Kindergeschichten. Das Interessante am Erbkönig ist, dass er eben keine liebe kleine Fee ist. Er ist ein Monster. Und Monster sorgen für gute Geschichten.«

Sein Vater lächelte schwach. Gähmend rieb er sich die Augen. Dann nahm er Wilhelms kleine Hand in seine große und warme, drückte sie kurz. Abermals begann er, aus seinem Buch vorzulesen. Dies war das letzte Mal gewesen, dass sich der Junge wahrhaft glücklich gefühlt hatte – in jenem Hotelzimmer in Memphis, während sein Vater ihm von einem sterbenden Kind vorlas.

Doch nun hob die Kreatur – dieses Wesen – ihr kopfartiges Ende und starrte ihn an. In diesem Moment glaubte Wilhelm nicht länger, dass Monster für gute Geschichten sorgten.

Das Wesen machte mehrere lange, gedehnte Schritte, es glitt geradezu über das Feld, und füllte plötzlich den gesamten Fensterrahmen aus.

Der Junge keuchte, hustete. Er spürte Feuchtigkeit auf seinen Lippen. Blut.

Als er die Kontrolle über seinen Körper wiedergewann, war ihm kalt. Das Mann-Ding starrte noch immer zu ihm herein. Die Morgensonne war fort,

und Wilhelm kämpfte fröstelnd gegen den nächsten Hustenanfall, während das Blut von seiner Unterlippe auf das Nachthemd tropfte.

Einen langen Moment verharrten sie so – wässrig blaue Augen starrten in ein schwarzes augenloses Nichts. Dann brach das Mann-Ding den Bann und kam ins Zimmer. Durch das Fenster, durch die Wand. Eben noch war die Kreatur draußen, und ein Blinzeln des Jungen später war sie durch Glas und Mauerwerk geglitten und überragte den Jungen vom Fußende des Bettes.

Ich werde sterben, dachte der Junge. Nach all den Monaten, die er mit dem Wissen um seine Erkrankung lebte, erschreckte ihn diese Erkenntnis nicht. *Als ich eben gehustet habe, ist etwas in meiner Brust zerrissen, und jetzt ist meine Lunge voller Blut. Ich werde sterben, und das da ist der Tod, der mich abholen kommt.*

»Was ...?« Er zögerte, denn das Tod-Ding trug die Gestalt eines Menschen. War es vielleicht doch einer?
»Wer bist du?«

Die dunkle Gestalt rührte sich nicht. Einen winzigen Moment lang dachte das Kind, sie sei nur Illusion, nur ein Spiel der Schatten. Verblässendes Sonnenlicht auf den Wänden seines Krankenzimmers. Dann aber reckte das Ding erneut den Kopf, und der Eindruck verblasste.

Ich gehe voraus. Ich bereite den Weg, sprach es in seinem Geist. *Ich bin der Vorbote. Alles, was du kennst, wird vergehen.*

Der Junge sah die Kreatur an und zitterte wieder. Seine Atemzüge waren kurz und schnell, sein Brustkorb

zog sich zusammen. Er spürte Blut im Rachen, gurgelnd und blubbernd.

Du stirbst.

Der Junge nickte. Ausgerechnet dieses Ding sprach aus, was alle anderen nicht zu sagen wagten. Einen bizarren Moment lang war er ihm für diese nüchterne Ehrlichkeit dankbar. Seit Monaten schlich seine Mutter bereits um das Offensichtliche herum, und sein Bruder Karl mied ihn nach Kräften. Sein Vater verreiste viel, brachte Weizen oder Baumwolle auf die Märkte. Die Bedienstete, die Wilhelms Mahlzeiten brachte, seinen Nachttopf leerte und seine klammen Laken wusch, trug stets einen Mundschutz und sah ihm nie in die Augen. Nicht einmal wenn er weinte.

Wilhelm sah zu der Kreatur und empfand plötzlich Hass auf seine Familie. Auf jene, die ihn verstoßen hatten, damit er in aller Abgeschlossenheit starb. Das brennende Gefühl in seiner Brust, jener lodernde Hustenreiz, war ihm plötzlich wie ein wärmender Zorn, der sein gesamtes Wesen ausfüllte. Das, so lernte sein Körper, war also Hass.

Willst du dienen und leben? Oder beendest du dein Leiden und stirbst?

Die Worte donnerten durch seinen Geist. Dies, begriff er, war ein Angebot. Jenseits von Worten, das die Grenzen seiner Vorstellung überstieg.

Die finstere Gestalt bewegte sich, flutete den gesamten Raum mit Dunkelheit, obwohl die Sonne durch das Fenster fiel. *Erhebe dich, wenn du dienen willst.*

Wieder musste der Junge husten. Neues Blut troff aus seinem Mund, doch in dem Schmerz brannte nun

eine Spur Lust. Als er sich im Schatten des finsternen Dinges aufrichtete, spürte der Junge, wie er sich verhärtete. Er wurde widerspenstiger, kalt und kräftiger. So viel kräftiger. Er wurde ... etwas *anderes*.

Wenn du dienen willst, ergreife das Schwert deines Vaters.

Das schwarze Ding drehte sich um und trat durch die Wand hindurch zurück aufs freie Feld.

Wenn du nicht sterben willst, entledige dich deiner Maske.

Der Junge sah ihm nach, wie es über das brachliegende Land zum dunklen Wald glitt.

Wenn du nicht schwach sein willst, nimm dir die Starken.

Dann war es fort.

Wilhelm Rheinhart stand keuchend im Dämmerlicht, Blut auf der Unterlippe, und rührte sich nicht. Eine ganze Weile lang verharrte er reglos. Dann straffte er die Schultern, öffnete die Tür und trat aus seinem Krankenzimmer in den langen Flur.

Er fand das alte Schwert – Gladius, so nannte sein Vater es stets – in einem Schrank in der Bibliothek. Die in Leder gebundenen Folianten reichten hier bis zur Zimmerdecke, und sie dämpften das klirrende Geräusch, mit dem er die Klinge aus der Scheide zog. Das Schwert war so scharf wie an jenem Tag, als sein Vater es bekommen hatte – damals im Krieg zwischen den Staaten. Eine kurze, breite Klinge, perfekt zum Zustoßen. Schwer und stumm lag es in Wilhelms Hand.

Seine Mutter saß am Klavier im Salon, als er sie fand. Er hielt die Klinge ganz flach, näherte sich von

hinten und rammte sie ihr in einer einzigen, schnellen Bewegung bis ins Herz. Sie zuckte zusammen, zog überrascht die Luft ein ... und atmete nie wieder aus. Ihr Körper erzeugte einen schrillen Akkord, als er vornüber auf die Tasten kippte. Der Stoff ihres Kleides tränkte sich mit Blut.

Wilhelm drehte sich um, die Miene ausdruckslos. Er fand Karl bei einer Dienerin in der Küche. Sein Bruder aß rohen Zucker aus einer Schüssel, tauchte feuchte Finger in das braune Zeug, und lächelte die Frau an. Wilhelm fällte sie mit dem Schwert, rammte ihr die Klinge tief in den Hals und zog sie ruckartig heraus. Breite Blutströme ergossen sich über die Dielen. Ihre Augen weiteten sich, und Schaum erschien in ihren Mundwinkeln. Nahe dem Herd ging sie zu Boden.

Karl wirbelte auf seinem Stuhl am Tisch herum und gaffte seinen Bruder an, das Kinn ganz verklebt. Er öffnete den verschmierten Mund, riss die Augen auf und begann zu schreien.

»Auf dann, Bruder«, krächzte Wilhelm und rammte ihm das Schwert in den offenen Mund.

Sein Schrei erstarb als Gurgeln. Karl zitterte am Ende der Klinge, ein von Instinkten geführter Körper, der um Freiheit kämpfte. Dann kippte er rücklings gegen den Tisch, leblos und mit leerem Blick.

Wilhelm schnitt ihn auf und verzehrte sein Herz mit großen Bissen. Er kaute so lange, bis er es herunterschlucken konnte, obwohl der Geschmack von Salz und Eisen ihn würgen ließ und er schon fürchtete, sich zu übergeben.

Doch er behielt es drinnen. Seine Kiefermuskeln mühten sich redlich, bis das Herz endlich fort war.

Schwankend stand Wilhelm wieder auf, die Wangen voller Blut, und weinte. Er weinte wie ein Junge, der sich im Wald verirrt hatte, weinte um das, was er verloren, und um das, was er gewonnen hatte. Tränen rannen über sein Gesicht, und nach einer Weile spürte er erneut ein Brennen in seiner Brust.

Stauend sah er sich um. Das Schwert fiel aus tauben Fingern und landete klappernd auf dem besudelten Boden. Die Schluchzer, die aus seiner Brust drangen, waren so laut, dass Wilhelm Mühe hatte, sie als seine eigenen zu erkennen.

Als er endlich an seinen Vater dachte, trat er hinaus in die Nacht. Die Zikaden sangen ihre Lieder, die Eichen warfen ihre schwarzen Zweige auf die Leinwand der Sterne. Das Ding, das einst ein Junge gewesen war, wischte die Tränen weg und zog weiter – in die Nacht und in den dunklen Wald.

Auf der Suche nach seinem Herrn.

I

Memphis, 1951

»Männer«, brummte Gene Corso an seiner dicken Havanna vorbei und schob einen Zettel zu Ingram rüber. »Sie entwurzeln ihr gesamtes Leben und verfrachten Heim und Familie. All das nehmen sie auf sich, um dir 'nen Tausender nicht zurückzahlen zu müssen. Nicht einmal einen läppischen Tausender. Aber ändern sie sich je?«

Das Büro lag in einer Sackgasse nahe der Poplar Ave. Ingram saß da und starrte Corso über den schweren Mahagonitisch hinweg an. Ein Deckenventilator verteilte Zigarrenqualm im Zimmer. Im Nebenraum, der nur durch eine Milchglasscheibe abgetrennt war, spielten drei Männer Karten und lachten über einen Witz.

Corsos dicker, beringter Finger tippte auf den Zettel. Ingram las den Namen darauf, gefolgt von einem Autokennzeichen. Ronald Meerchamp.

»Er fährt wohl einen blauen Packard. Weiße Streifen. Die Nummer haben wir von der Zulassungsbehörde. Ich hab da einfach angerufen und freundlich nachgefragt.« Corso zog an der Zigarre. Dann betrachtete er die glühende Spitze und blies Rauch darauf. »Der Typ steht auf Pussys. Vor allem auf dunkle. Ich rede vom Pauline's, kapiert?«

Ingram kannte den Schuppen. Ecke Gayoso und Pearl.

»Erkennst du ihn, wenn du ihn siehst?«

»Klar. Erst letzte Woche saß er an Wilsons Pokertisch. Hat ordentlich bluten müssen.«

»Das war mein Geld, verdammt. Also, Bull: Ich gebe dir zehn Prozent von allem, was du mir zurückbringen kannst. Und in ein paar Tagen hätte ich schon den nächsten Job für dich, okay? Ein Typ in Arkansas braucht jemanden, der jemanden sucht. Ist 'n schräger Auftrag, aber er lohnt sich.«

Corso holte eine Flasche Whiskey aus seinem Schreibtisch und füllte damit ein bauchiges Glas. »Wir sind fertig. Schick Mickey rein, wenn du gehst.« Er nippte an seinem Drink.

Ingram erhob sich und nahm den Hut vom Kleiderständer. Dann ging er zu den drei Männern am Kartentisch.

Der mit der sauren Miene sah auf und schnaubte. Eine Kippe klebte an seiner Unterlippe. »Was ist? Wir sind beschäftigt, klar?«

»Corso fragt nach dir.«

Fluchend stand Mickey auf. »Scheiße, Mann, du bist ja der reinste Kleiderschrank. Nennen sie dich deswegen Bull? Weil du so groß bist? Oder hat deine Mutter es mit Rindern getrieben?«

Ingram legte Mickey eine Hand auf die Schulter. »Ich würde das lassen.« Sein Ton war ruhig, vollkommen ausdruckslos.

Mickey hustete. »Ja, na ja, der Boss ruft nach mir.«

Ingram trat hinaus in die Hitze von Memphis. Sein

1949er Plymouth Coupé stand brütend am Straßenrand. Er warf Hut und Mantel auf den Beifahrersitz und stieg hinters Steuer. Das Leder der Sitze war klebrig warm.

Er fuhr nach Osten, hielt den Arm aus dem Fenster, um die Achseln seines Hemdes zu trocknen, und rauchte. Dabei drehte er am Radio herum, bis er auf WDIA Nat King Cole fand, der über einen Bussard und ein Äffchen sang.

Im Westen ging die Sonne unter und warf lange Schatten auf die Straße.

Ingram bog von der Union auf die Gayoso und schaltete einen Gang runter. An der Ecke zur Pearl fand er das Bordell. Kein Schild wies darauf hin, nur die lange Reihe davor parkender Wagen. Ein blauer Packard war nicht darunter.

Er stellte sein Auto ab und beobachtete die Männer, die den Schuppen betraten und verließen. Das Haus war groß und kantig. Auf der Galerie oben zeigte sich gelegentlich eine Hure und rauchte. Je dunkler es wurde, desto heller wurde es hinter den Fenstern, wiewohl rote Vorhänge einen Teil des elektrischen Lichts abfingen, bevor es auf den Hof und die Straße fallen konnte. Ingram sah auf die Uhr, griff unter seinen Sitz und zog eine Flasche hervor. Das Papiersiegel am Flaschenhals knisterte, als er den Whiskey öffnete.

Um 19:30 Uhr startete er das Coupé erneut und fuhr weiter. Ein paar Blocks hinter dem Pauline's fand er einen Diner, aß ein Porterhouse-Steak mit Bratkartoffeln, trank Kaffee und unterhielt sich mit der

Kellnerin. Sie hatte einen Ex-Mann und ein Kind in Sewanee, schlechte Zähne und einen Atem, der nach Shrimps stank.

»Ein kluges Kerlchen, mein Stephen. Zitiert dauernd irgendein Zeugs.«

Ingram nickte.

»Bist du Single?«

»Sicher.«

»Oh. Ich auch.«

»Schön.«

»Warst du bei der Army?«

Ingram zog eine Zigarette aus der Packung und tippte das Ende gegen sein Handgelenk, um losen Tabak festzuklopfen. Sie entzündete sie mit einem Streichholz.

»Danke.«

»Und? Warst du an der Front?«

»Pazifik.«

»Mein Ex war Reporter.« Ein Schnauben. Ihre Hände stemmten sich gegen ihre Hüfte. »Dem gaben sie eine Kamera statt einer Waffe. Und er blieb die ganze Zeit über in Washington, der elende Wicht. Ist das zu fassen?«

»Kann nicht behaupten, ich hätte nicht mit ihm tauschen wollen.«

Sie kratzte sich mit einem lackierten Fingernagel am Kopf. »Willst du noch Kaffee?«

Er warf einen Fünfer auf den Tresen, lächelte, schüttelte den Kopf und duckte sich durch die Tür.

Zurück am Pauline's fuhr er so lange um den Block, bis er den blauen Packard sah. Die weißen

Rennstreifen machten wenig her. Ingram hielt gerade lange genug, um das Kennzeichen zu prüfen, dann fuhr er weiter. Nach ein paar Metern fand er eine Lücke und parkte. Dann steckte er sich eine Kippe an und beobachtete das Pauline's zwischen kleinen Schlucken aus der Whiskey-Flasche.

Als Meerchamp endlich ins Freie trat, war die Straße fast leer. Seine Hosenträger baumelten herunter, und er schwankte wie ein Matrose bei Landgang. Am Wagen angekommen, kämpfte er mit seinem Schlüsselbund.

Ich könnte ihn mir gleich hier schnappen. Aber vielleicht hat er den Zaster nicht bei sich.

Meerchamp fuhr die Pearl herunter nach Süden. Käfer krabbelten über Ingrams Scheinwerfer, als er den Packard verfolgte. Meerchamp hielt vor einem großen Apartmentkomplex. Ingram drehte noch eine Runde um den Block, bevor auch er parkte.

Im Handschuhfach wartete die 38er mit dem kurzen Lauf. Er verstaute sie im Hosenbund und schob sich eine mit Leder ummantelte Eisenstange in den Mantelärmel.

Im Gebäude angekommen, ließ er den Fahrstuhl links liegen und kontrollierte die Briefkästen: *Meerchamp, 713A*. Er ging zur Treppe und nahm die Stufen in Dreierblöcken bis zur siebten Etage.

Vor Apartment 713A blieb er stehen und sah sich im Korridor um. Alles ruhig.

Ingram klopfte an die Tür.

Von drinnen erklang ein zögerliches »Wer ist da?«.

Ingram trat die Tür ein. Die Schlösser rissen aus

splitterndem Holz, und er hörte ein befriedigendes »Uff!«, als die Tür aufschwang.

Gebückt trat er über die Schwelle, hinter der Meerchamp rücklings am Boden lag, blinzeln in Boxershorts und kurzärmeligem Hemd.

»Nein«, krächzte der Mann. »Hilfe!«

Ingram verpasste ihm eins mit der Stange und packte ihn mit seiner riesigen Hand am Kragen. Meerchamp keuchte, als Ingram ihn mit einem Ruck zu sich zog. Verzweifelt hieben seine gekrümmten Finger nach Ingrams Augen. Ingram knurrte, warf den Kopf zurück und hielt Meerchamp auf Armeslänge von sich. Dann warf er ihn durch die nächste Tür in die Küche.

Meerchamp prallte kopfüber gegen einige Schränke und sank zu Boden. Blitzschnell kam Ingram wieder über ihn, zog ihn zur Spüle und zwang seinen Schädel unter den Wasserhahn, während er mit der anderen Hand den Hahn aufdrehte.

Meerchamp spuckte und schrie, wehrte sich gegen die Umklammerung. »Verfluchte Scheiße! Was willst du Hurensohn von mir?«

Ingram rammte Meerchamps Kopf in die Spüle. »Spiel keine Spielchen. Du weißt, was ich will. Wo ist die Kohle?«

»Was?« Die Stimme des anderen Mannes kletterte eine Oktave höher. »Was für Geld, was ...?«

Ingram zog ihn aus der Spüle und schlug ihm den Prügel mitten ins Gesicht. Die Nase brach, Blut spritzte. »Die Kohle. Wo ist sie? Letzte Chance.«

»Ich weiß nicht, wovon du redest, Mann!«

Auf der Arbeitsfläche stand ein Porzellankrug mit hölzernen Löffeln, Pfannenwendern und einem Fleischklopfer. Ingram nahm sich den Klopfer und zwang Meerchamps Hand auf die Fläche.

»Wo ist die beschissene Kohle? Letzte Chance.«

»Das hast du schon mal gesagt, du Hurens...«

Ingram ließ den Fleischklopfer niedersausen. Der erste Hieb traf Meerchamps Handrücken, der zweite schlug seinen kleinen Finger zu Brei. Meerchamps Schreie wurden panisch. Die Nachbarn ließen sich noch nicht blicken, aber zu laut war er trotzdem.

Ingram stieß Meerchamps Kopf gegen die Tischkante. Dann war Ruhe. Meerchamps sank zu Boden, das Gesicht eine blutige Fratze, und starrte nahezu reglos ins Leere. Ingram griff sich einen der Küchenstühle und setzte sich rittlings drauf.

»Hast du Whiskey?«, fragte er. »Ich hab meinen im Wagen gelassen.«

Meerchamps Blick ging zum Kühlschrank. Ingram fand etwas Wodka darin, schraubte den Deckel von der Flasche und setzte sie an Meerchamps Lippen. Meerchamps schmatzte gierig.

»Die Finger wirst du verlieren.« Ingram nahm die Flasche und trank nun selbst daraus. »Ich kapiere echt nicht, warum du die Kohle nicht einfach rausrückst.«

Meerchamps schloss die Augen und beugte sich vor.

Ingram half ihm, sich aufzusetzen, und tätschelte mit einem Kopfschütteln dessen Wange. »Scheiße, Mann. Zahl doch einfach, und fertig. Komm, streck mal die Hand aus.«

Der kleinere Mann sah Ingram ausdruckslos an.

Ingram stand auf und nahm sich ein Spültuch. »An Wunden wie denen kann man sterben, Soldat. Streck die Hand aus.«

Meerchamp gehorchte, und Ingram goss Wodka darüber. Abermals schrie der andere Mann, doch die Schreie waren nun schwächer.

»Pssst, ist ja gut.«

Ingram zog die Kippen aus der Tasche, nahm zwei aus der Schachtel und zündete sie mit dem Zippo an. Dann nahm er eine Zigarette aus dem Mund, drehte sie um und steckte sie Meerchamp ins blutige Maul. Dünne Rauchfäden drangen aus seiner Nase.

»Pass auf, so sieht's aus: Du schuldest Mr. Corso einen Tausender. Ich weiß nicht, wie und warum du ihn dir geliehen hast, und es kümmert mich auch nicht. Ich weiß nur, dass Mr. Corso mich herschickt, um zu kassieren.« Er nahm einen tiefen Zug. »Ich bin kein Folterknecht, okay? Es gibt Dinge, die mache ich nicht. Aber mein Auftrag ist klar: Ich soll das Geld besorgen, dir Vernunft einbläuen oder dich aus dem Fenster werfen. Also warum rauchst du nicht eine und denkst drüber nach? Hier, nimm noch einen Schluck.«

Ingram hielt die Wodkaflasche an die Wunden Lippen des anderen Mannes. Alkohol und Blut quollen aus Meerchamps Mundwinkeln. Dann rauchten sie schweigend.

Nach dem letzten Zug trat Ingram seine Zigarette aus. »Okay, wo ist die Kohle? Wenn du jetzt nicht auspackst, lernst du fliegen.«

Der Mann machte große Augen und sah nach links.

»Dort?« Ingram packte ihn am Kragen und schob ihn ins Wohnzimmer. »Wo genau?«

»Dahinnen. Inner Kommohe.«

»Wo? In der Kommode?« Er sah eine, auf der ein Radio stand. »Da?«

Meerchamp nickte. Ingram setzte ihn auf die Couch, ging zur Kommode und durchwühlte die Schubladen. Er fand eine Klammer voller Bargeld, einen Flachmann mit billigem Brandy, eine 45er, wie Soldaten sie trugen, und Meerchamps Wagenschlüssel. Ingram zählte das Geld. 800 Dollar. Er steckte es ein. So wie die Wagenschlüssel.

Der kleine Mann hatte das Bewusstsein verloren. Ingram durchsuchte den Rest der Wohnung. Im Bad fand er Vaseline und Wundalkohol. Letzteren goss er über Meerchamps verletzte Hand, schmierte Vaseline darauf und verband die Sauerei mit zerrissenen Bettlaken, so gut er konnte.

Die Summe wird Corso nicht gefallen. Aber das ist nicht meine Schuld. Ich kassiere nur.